

Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

13. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 1. – 3. Februar 2013

Schwerpunkthema der Tagung unter Leitung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein war „Die 1960er Jahre als Umbruchszeit in religiösen Gemeinschaften“. Dabei ging es um die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Orden und Kongregationen. Daneben wurden aktuelle Arbeiten zur Ordensgeschichte vorgestellt und von den 35 Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden intensiv diskutiert.

Im Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens von 1965 wurde bestimmt, dass das Ordensgewand als Zeichen der Weihe den Umständen der

Zeit, des Ortes und den Erfordernissen des Dienstes angepasst werden sollte. Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) zeigte auf, wie die traditionelle Kleiderordnung, insbesondere bei Frauengemeinschaften, stark in Bewegung geriet. Zwischen den Orden und auch innerhalb der Ordensgemeinschaften gibt es ein weites Spektrum des Umgangs mit der Kleiderfrage. Es reicht vom Festhalten am traditionellen Ordenskleid bis hin zu vollständigem Ablegen und Tragen ziviler Kleidung. Sämtliche Zwischenstufen sind darin eingeschlossen. In der Kleiderfrage kommt auch zum Ausdruck, wie es um die Akzeptanz und Toleranz innerhalb einer Gemeinschaft

bestellt ist. Kann man es gegenseitig akzeptieren, dass einige das Ordensgewand beibehalten und andere komplett zu Zivilkleidern wechseln? Ist dies wichtig für das Selbstverständnis einer Gemeinschaft nach außen? Das Konzilsdekret hat Veränderungen ausgelöst, deren Prozess bis heute nicht abgeschlossen ist. Das veränderte Symbol des Ordensgewands wurde zum Synonym für Ordensleben im Wandel.

Autoreninfo

Kontaktdaten zur Autorin finden Sie
in der
Druckausgabe

Prof. Dr. Reimund Haas (Köln) leitete seinen Beitrag über das Ruhrgebiet mit der bekannten Formel Österreich-Klösterreich ein und implizierte damit die ungewöhnliche Verbindung Ruhrgebiet-Klosterreich. Im heutigen Ruhrgebiet waren Werden (799) und das Stift Essen (um 845) die bedeutendsten Klostergründungen. Bis zur Säkularisation gab es insgesamt 30 Klöster. Ein Klosterfrühling setzte erst mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden Bevölkerungsentwicklung im 19. Jahrhundert ein. Mit der Zahl der Zechen und Hochhöfen stieg auch die Zahl der Pfarreien und die der klösterlichen Niederlassungen. Bis 1995 zählte man im Ruhrgebiet 450 Klöster bzw. Ordensniederlassungen (57 von Männern, 393 von Frauen). Damit war das Ruhrgebiet die größte Klosterlandschaft des deutschen Katholizismus. Das Tätigkeitspektrum der Ordensleute reichte vom

Altenheim bis zum Waisenhaus. 2012 gibt es im Ruhrbistum Essen 35 Gemeinschaften mit 396 Mitgliedern. Einzelstudien über die verschiedenen Tätigkeiten der Gemeinschaften stehen noch aus, doch es lohnt auch eine Gesamtuntersuchung dieses Netzes kirchlicher Einrichtungen in seiner Entwicklung zwischen Zechenboom und Klosterboom bzw. Zechensterben und Klostersterben. Haas plädiert für ein eigenes Klosterbuch Ruhrgebiet, dass die Klöster bis zur Gegenwart erfassen soll und sich damit von der zeitlichen Teilung der bisherigen Werke (Westfälisches Klosterbuch und Nordrheinisches Klosterbuch) abhebt.

Eine Spezialstudie zum Katholischen Krankenhauswesen im Ruhrrevier legte Dr. Arne Thomsen (Bochum) vor. Für ihn war der Blick auf die Akteure wichtig. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die Arbeit der verschiedenen Schwesternkongregationen in katholischen Krankenhäusern, deren Träger die Pfarrgemeinden waren. In einem Gebiet, das dem heutigen Regionalverband Ruhr entspricht, waren in 85 Krankenhäusern überwiegend Klemenschwestern, Mauritzer Franziskanerinnen, Dernbacher Schwestern, Barmherzige Schwestern von der Hl. Elisabeth und Vinzenterinnen tätig. Die Pfarrgemeinden forderten von den Gemeinschaften Schwestern für ihre Krankenhäuser an. Der Bedarf stieg analog zur Bevölkerungsentwicklung des Ruhrgebiets. Die Schwestern mussten in den Anfängen mit viel Improvisationstalent gesegnet sein. Ihre Arbeit war anstrengend und anspruchsvoll. Die Motivation nahmen die Schwestern aus der Verknüpfung ihres religiösen Lebens mit ihrem Dienst an den Kranken. Dies

lässt sich nur allgemein formulieren, weil es keine Quellen gibt (Egodokumente), die individuelle Schlüsse zulassen. Konfliktträchtig war das Verhältnis zur Ärzteschaft. Im Gegensatz zu den Schwestern, waren die Ärzte, die neben der Krankenhaustätigkeit eine eigene Praxis hatten, nicht durchgehend bei den Patienten. Die Schwestern wollten Krankheiten auch seelisch und moralisch heilen und die theologische Sicht auf die Krankheit prallte oft auf das medizinische Wissen der Ärzte. Beide hielten die andere Seite für nicht kompetent. In jedem Fall trugen die Schwestern zu einer Professionalisierung der Krankenhäuser bei.

Prof. Dr. Leonhard Lehmann OFMCap (Rom) nahm die Restauration des Kapuzinerordens unter dem Generalminister Bernhard Christen von Andermatt (1884-1909) in den Blick. Ausgehend von der Autobiographie des Schweizer Kapuziners mit dem Titel „Meine Wiege stand in Andermatt“ stellte er die Selbst- und Fremdeinschätzung seiner Erfolge für die Erneuerungen im Gesamtorden gegenüber. Andermatt schrieb sein Buch, „um allen Ungenauigkeiten über mich, vielleicht auch Übertreibungen zuzuvorkommen“. Nach seiner ersten Wahl 1884 – er sollte das Amt bis 1908 bekleiden – ging er, wie schon in seiner Heimatprovinz in der Schweiz, zielstrebig Reformen an. Vorrangig förderte er die Ausbildung und die Studien der Brüder durch die Einrichtung von Kollegien und Studienhäusern in allen Ordensprovinzen. Er führte ein eigenes kapuzinisches Brevier für das Stundengebet ein. Er visitierte alle Provinzen des Ordens, darunter erstmals die USA. Richtungsweisend war die Neuorganisation der Missionen.

Das Missionsstatut sah vor, dass jede Provinz ein eigenes Missionsgebiet/ Missionsland überantwortet bekam. Dies führte zu einer vorher nicht gekannten Intensivierung der Missionsarbeit, die zu einem kapuzinischen Markenzeichen wurde. Die erfolgreich durchgesetzten Reformen Andermatts hatten im Orden bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil Bestand. Er war ein Erneuerer des Ordens, der dem Kapuzinerorden in seiner 24-jährigen Amtszeit auch ein neues geistliches Profil gab.

Der Jesuit Prof. Dr. Klaus Schatz (Frankfurt) berichtete aus eigener Erfahrung und aus archivischen Quellen von den unmittelbaren Umbrüchen des 1925 gegründeten Berchmannskolleg der Jesuiten, welches sich bis 1972 in Pullach befand. In diesem Studienhaus lebten 130-140 Studenten (Scholastiker) und etwa 40 Dozenten, die alle der Gesellschaft Jesu angehörten. Im Kolleg absolvierten die Studenten aus allen deutschen Jesuitenprovinzen jeweils ein dreijähriges Philosophiestudium. Auf dem Hintergrund des begonnenen Konzils gab es von den Studenten und aus den Provinzen seit 1962 verschärfte Kritik an der von Rektor Johannes (Janos) Hegyi (Rektor von 1957-1965) vertretenden strengen Ordensdisziplin. Viele Regeln des ritualisierten Umgangs („Sie“-Regel, Verbot gegenseitiger Zimmerbesuche, Lateinsprechen außerhalb der Rekreation) fanden keine Akzeptanz mehr. Die Krise spitzte sich zu, als vor dem Ignatiusfest 1964 von Studenten eine Herz-Jesu-Statue entwendet wurde. Diese Tat – die bis zum Generalat drang – darf in ihrer symbolischen Bedeutung nicht unterschätzt werden. Nach einem Wechsel in der Ordensleitung, fanden ab 1964/66 Veränderungen

gen im Kolleg statt. Mit Franz von Tatenbach wurde ein neuer Rektor ernannt, der die herkömmliche Kollegsordnung einer fundamentalen Revision unterzog. Trotz interner Kritik, die Dozenten waren nicht immer einverstanden, führte er erfolgreiche Änderungen ein, appellierte dabei an die Selbstverantwortung und das Urteilsvermögen der Scholastiker und fand Beteiligungsmöglichkeiten auf verschiedenen Ebenen. Die durch das Konzil ausgelöste Krise konnte stabilisiert werden und erst mit den 1968er Jahren wurde es erneut turbulent.

Jan Sloot (Utrecht) analysierte die Franziskanische Bewegung in den Niederlanden seit 1965. Ganz progressiv wurde 1962 „Franciscaanse Samenwerking“ als Organisation aller 24 niederländischen franziskanischen Orden und Kongregationen gegründet. Dazu gehörten ca. 13.700 Schwestern und Brüder. Man wollte sich im Sinne des Konzils an den Gründern, d.h. an Franziskus und Klara von Assisi orientieren und eine franziskanische Spiritualität entwickeln und leben. Erfolgreich waren die Gründung einer Zeitschrift, die von 1970-1980 jährlich angebotenen Pfingstwanderungen, die Gründung der Franziskanischen Akademie (heute Franziskanisches Studienzentrum), das Projekt K750 (Übersetzung der Franziskuschriften ins Niederländische) und Studien zur Spiritualität. Ein Problem war aber der fehlende Ordensnachwuchs (2012 gibt es noch 10% der Mitglieder von 1965).

Ab 1978 übernahmen verstärkt Laien, die franziskanisch leben wollten, die Initiative und brachten Themen ein, die sich an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung orientierten.

Die Organisation „Samenwerking“, in der einst nur Gemeinschaften Mitglied sein konnten, wurde 1996 in die „Franziskanische Bewegung“ umgewandelt, die nun aus Einzelmitgliedern bestand, die nicht konfessionell gebunden sein mussten. Die Zukunft der „Franziskanischen Bewegung“ ist ungewiss. Es fehlt jemand, der eine Führungsrolle übernimmt; die franziskanischen Kongregationen haben keine Zukunft, da es nach 1967 kaum noch Eintritte gab. Nur wenn Laien und Religiösen zu einer aktiven und verantwortungsvollen Zusammenarbeit auf einer franziskanischen Basis finden, hat die „Franziskanische Bewegung“ noch eine Chance.

Dr. Kirsten Oboth (Bochum) stellte Ergebnisse ihrer Dissertation vor. Im Mittelpunkt standen Transformationsprozesse bei den Schwestern vom Guten Hirten zwischen 1945-1985. Diese 1835 in Frankreich gegründete Kongregation ist international verbreitet. Ihre Aufgabe ist die Sorge und Begleitung von (straffällig) gewordenen Frauen und Mädchen in Krisensituationen im Geiste Jesu, des Guten Hirten. Der Wandel des Selbstverständnisses der Kongregation spiegelt sich in den verschiedenen Fassungen ihrer Konstitutionen. Oboth hat die Konstitutionen von 1955, 1969 und 1985 in Bezug auf das dort vermittelte Verständnis von Gehorsam untersucht. In den Texten wurde die monastische, weltabgewandte Ausrichtung zugunsten einer offenen Begegnung mit der Welt aufgegeben. Der apostolische Auftrag wurde auf Menschen in Not ausgeweitet und die Gemeinschaft rückte verstärkt in den Vordergrund. Die Bestimmungen über das Amt der Oberin traten zurück. Die Kongregation setzte sich in den nachkonziliaren Kapiteln

intensiv mit Themen der Zeit auseinander (Armut, Sendung, Soziale Gerechtigkeit, Menschenwürde). Gehorsam wurde nun aufgefasst als ein aktives Suchen nach dem Willen Gottes in den Lebensbezügen. In den veränderten Konstitutionen zeigte sich ein starker theologischer Wandel, der die Lebenspraxis noch nicht unbedingt berührte.

Eugène van Deutekom (‘s-Hertogenbosch) gab eine Einführung in die Bierproduktion belgischer Trappistenklöster. Trappistenbier ist ein durch oder unter Aufsicht von Trappistenmönchen gebrautes Bier. Es muss im Kloster oder in unmittelbarer Umgebung hergestellt und der Verkaufserlös darf nicht der Gewinnmaximierung des Klosters dienen, sondern muss für (soziale) Werke eingesetzt werden. Das obergärige Bier mit dem vollen Geschmack darf, wenn es so hergestellt wird, das Label „Authentic Trappist Product“ tragen. Die Biere folgender Abteien wurden vorgestellt: Westmalle (seit 1836), Westvleteren (seit 1839), Achel (seit 1852/ 1998), Tilburg (seit 1884), Chimay (seit 1862), Rochefort (seit 1886) und Orval (seit 1932). Das Bierbrauen in den Trappistenklöstern geht auf den Reformator des Ordens Armand Jean Le Bouthillier de Rancé (1626-1700) zurück, der den Wissenschaften abgeneigt, aber den praktischen Arbeiten zugewandt war. Er milderte die strengen Regeln ab und ließ die Mönche nicht nur Wasser trinken. Auch die Tagungsteilnehmer und -teilnehmerinnen konnten sich von der Qualität der Trappistenbiere anhand praktischer Beispiele überzeugen.

Dr. Clemens Brodkorb (München) beleuchtete das Konzil aus der Perspektive der Münchener Kirchenarchive. In der

Ausstellung „Erneuerung in Christus“ zeigten die Archive 2012, welche Bedeutung die Archive für die Konzilsforschung haben. Präsentiert wurden Akten aus privaten Nachlässen, die für die Benutzung bereits frei zugänglich sind. Ein Beispiel sind die Konzilsakten von Julius Kardinal Döpfner, der als einer der vier Moderatoren eine zentrale Rolle spielte. Die Akten befinden sich im Archiv des Erzbistums München und Freising. Aus dem Archiv der deutschen Provinz der Jesuiten wurden Dokumente aus dem Privatnachlass von Augustin Kardinal Bea präsentiert und Akten aus den Nachlässen von Pater Karl Rahner sowie den Patres Otto Semmler, Johannes Hirschmann, Alois Grillmeier und Friedrich Wulf, die als Periti am Konzil teilnahmen. In der Ausstellung, die mit zahlreichen Fotos vom Konzil illustriert wurde, konnte an den ausgewählten Dokumenten beispielhaft aufgezeigt werden, wie das Konzil arbeitete und welche Netzwerke gebildet wurden. Die vom Publikum gut angenommene Ausstellung war keine Würdigung des Konzils, sondern es wurde gezeigt, dass Konzilsforschung ohne die Archive unmöglich ist. Ein Begleitband (Katalog und Aufsätze) lud ein, das Gesehene zu vertiefen.

Erik Soder von Güldenstubbbe (Würzburg) zeigte an der Erarbeitung der neuen Lebensregel (Konstitutionen) der 1849 von Alphonsa Maria Eppinger gegründeten „Kongregation der Schwestern des Erlösers“ die Umsetzung der wesentlichen Forderungen des Konzilsdekretes Perfectae Caritatis auf. Es ging wesentlich um die Orientierung am Evangelium, an den ursprünglichen Stiftungsabsichten und an den aktuellen Lebensbedingungen. Obwohl bereits

die Tendenz der Konzilsergebnisse absehbar war, fand das Konzil in den 1964 genehmigten Konstitutionen noch keinerlei Berücksichtigung. Erst 1969 wurde die Lebensregel grundlegend überarbeitet und durchgängig an evangelische Grundlagen angepasst. Jetzt waren kleinliche Regelungen verschwunden und der Geist der Freiheit spürbar. Den Schwestern wurde mehr Eigenverantwortung aufgelegt und die Ausführungen über die Mission wurden richtungweisend. 1970 wurden weitere Texte miteinbezogen. Man orientierte sich an den Kommentaren zu den Konzilstexten und an aktuellen theologischen Schriften. Durch die Änderung des Kirchenrechts von 1983 war eine erneute Anpassung der Lebensregel notwendig, die dann 1985 approbiert wurde. Die Schwestern sind auf drei Kontinenten vertreten und die Abstimmung der Lebensregel war ein mühsamer, aber letztlich erfolgreicher Prozess.

Die Rezeption der Dekrete des Zweiten Vatikanischen Konzils führte zu tiefgreifenden Veränderungen bei den Orden und Kongregationen. Die Änderung des Ordensgewandes war nach außen sichtbar, doch viel einschneidender waren die Änderungen im Innern, im Zusammenleben und in den Lebensregeln der Gemeinschaften. In den Gemeinschaften gibt es viele Parallelen bei der Durchführung von Reformkapiteln und bei der Erarbeitung neuer Konstitutionen. Formal ist der durch das Konzil ausgelöste Prozess abgeschlossen, doch die Buchstaben müssen immer wieder mit Leben gefüllt werden.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert findet vom 31. Januar – 2. Februar 2014 in Vallendar statt. Themenvorschläge und Meldungen zu Vorträgen sind herzlich willkommen.